

die Nächte sind noch rau und kalt — um so wärmer aber schlagen die Hülse unserer Nähstücher entgegen. Ihnen seien die paar Zeilen geweiht. Gegenwärtig vom 4. bis 18. März wird von der Sektion Tiefen des katholischen Arbeitervereins im Vereinshaus ein Näh- und Zuschneidekurs abgehalten, unter der anerkannt gewissen Leitung der Frau Agatha Huber von Dornbirn. 30 Töchter besuchen gruppenweise diesen lehrreichen Kurs von morgens 8 Uhr mit einer Stunde Mittagspause bis abends spät. Lebhafte Bewunderung verdient die Gruppe Textilarbeiterinnen, die es sich nicht nehmen lassen, abends nach Schluß der Fabrik wieder den Nähkurs zu besuchen, um dort bis nachts 11 Uhr mit Bienenfleiß weiter zu arbeiten.

Die vielen bereits verfertigten Arbeiten aus altem und neuem Stoff zeugen von der eifrigen und regsamsten Wirksamkeit während dieser kurzen Zeit und verdienen allgemein großes Lob. Es wird sauber, tüchtig und schön gearbeitet. Dank und Anerkennung der tüchtigen Kursleiterin. Jede Kurssteherin aber wird zweifelsohne für sich und ihre Angehörigen großen Nutzen mit ins praktische Leben heimgenommen.

Obstbauliches. (Eingefandt.)

Wir stehen in der Zeit, wo der Bauer viel Zeit und Mühe für die Pflege der Obstbäume verwenden muß. Gar manches Schweitzerbäuerlein rümt beim Ausschneiden, Puzen und Düngen der Bäume zur Erde. Bei dieser Arbeit möge der Landwirt sich an den gesundheitlichen Wert des Obstes erinnern; es wird ihm alsdann weder Zeit noch Mühe gereuen.

Die Säure des Obstes ist zur Anregung der Verdauungsfäfte von hohem Werte; dieselbe ist je nach der Frucht verschieden. Äpfel, Birnen, Pfäunen, Apfelsinen, Birne, Kiwischen usw. enthalten sog. Äpfelsäure und Weinsäure; Johannis- und Stachelbeeren ein Gemisch von Äpfelsäure und Zitronensäure. Diese Obstsauren regen die Verdauung an und können uns vor Unterleibsbeschwerden, Leber- Darm- und Magenleiden bewahren. Neben der überaus erfrischenden Wirkung auf den Gesamtorganismus sind die Obstsauren blutreinigend; sie wirken vernichtend auf Pilzarten und Mikroorganismen, die im Magen und Darm oft Störungen verursachen. Auch bieten sie wirksamen Schutz gegen Mund- und Halskrankheiten. Der Zuckergehalt der Früchte ist für die Gesundheit ebenfalls wertvoll; er regt ähnlich dem Bienenhonig, die Verdauung an, geht leicht ins Blut über und unterstützt eine geregelte Blutbildung.

Klassengegenfuge.

Dem „St. Galler Stadtanzeiger“ wird von einem Schweizer folgendes geschrieben, dessen Ausführungen auch die Leser dieses Blattes interessieren wird.

Der schweizerische Arbeiter, der als „Klassenbewußter“ Erdenbürger die soziale Welt in den einzigen Gegenfug von bürgerlich und proletarisch gespalten sieht, sollte nicht vergessen, daß alle diese Ausdrücke und Schlagwörter auf fremdem Boden gewachsen sind. Genau so wie die Gegenfuge selbst, die bei uns nie heimlich waren und nicht aus unsern Verhältnissen hervorgingen. Denn so laut sich ein schweizerischer „Proletarier“ auch gebärden mag, er wird von seinen Genossen in großen Industriebetrieben schließlich doch hören müssen, daß seine Lebensführung einen solid-kleinbürgerlichen Anstrich hat, daß seine Kinder nicht als hohle, proletarische Proletariatskinder aufwachsen, nicht in der „Vereinerdung der Massen“ groß werden, und daß ihnen, wenn sie nur tüchtig sind, der Aufstieg in höhere soziale Sphären durchaus offen steht. Der eigene soziale Epithet des Proletariats beginnt aber erst dort, wo das nicht mehr möglich ist und wo die Masse in der Dummheit eingepfercht, ohne Hoffnung auf Besseres, verharren muß.

Wir haben im Krieg und nachher lebhaft zu spüren bekommen, daß unsern Land die Rohstoffe fehlen. Um diese Mangel der Natur auszugleichen, muß in Ländern wie der Schweiz wozu überhaupt mehr und besser gearbeitet werden als anderwärts, wo die Natur mehr getan hat. Aber einen wesentlichen Vorteil führt denn der Mangel doch auch mit sich. Es fehlen in unserem Staat die gewaltigen Arbeiteranfänger — fast niemand man Sklavenschanzen fragen — die sich dort anschauen, wo die wesentlichen Rohstoffe, Kohle und Eisen, zutage gefördert werden. Es fehlt, kurz gesagt, das Proletariat in seiner erschreckenden Form.

Fast wäre man versucht, Schiller ins modernste Sinne anzulegen: „Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht, da entspringen der Erde Gebie-

ter.“ Gebieter aber setzen Untertanen voraus, aus deren gebundenem, elenden Dasein ihre Macht und Freiheit erst erwacht. Also Gegenfuge, Klassenunterschied und Klassenfeindschaft in einer Härte und Grausamkeit, die wir glücklicherweise nicht kennen. Man sollte jedem Unzufriedenen in der Schweiz zeigen können, wie dürrig und wie kümmerlich die Sklavenschanzen etwa in den großen Kohlengebieten des Kontinents oder besonders in England, zusammenhauften, wie festgeleitet sie in ihren düsteren Wäldern sind, wie der Rauch der Kohle und der Auswurf der Schächte Himmel und Erde schwarzlich überzieht, so daß weder ein Fleckchen Blau oder noch ein Fleckchen Grün unten übrig bleibt. Wie die Kinder hier, aufwachsend in dem rußigen Walm der Schlotte, weit und breit keine Wiese, kein dürftiges Gras zum Spielen finden, und nur die Schlackenberge zwischen den Reihen der Hochöfen zum Tummelplatz dienen können. So wählen sie, geschwärtzt sozulagen an Leib und Seele, den Tagen entgegen, wo sie selbst in die Schächte untertauchen oder an glühenden Eissen stehen, bis ihre Kraft, verbraucht und ausgezehrt, erlischt. Das ist Proletariat im eigentlichen Sinne und hier wird — jeder offen Fühlende versteht es — dann der Haß groß gegen alle diejenigen, die auf der Sommerseite des Lebens wandeln dürfen, nur weil sie auf dieser Seite geboren sind. Denn das Elend dieses Daseins im rüßigen Schatten erschöpft sich nicht im Iben Einerlei gleichgültiger Arbeit, wo nur die Masse gilt und der einzelne nur zählt als das Paar Arme mehr oder weniger — als ob er nicht auch Herz und Hirn hätte. Sondern ein innerer Feind unterwühlt noch härter alle Menschennähe: Der Sklave der Arbeit, ohne Erquickung edlerer Art, ohne Möglichkeit des Aufstieges roh und dumpf dahinslebend, fällt vielfach dem Schnaps anheim. Damit ist die Familie zugrunde gerichtet und jede häusliche Freude in Haber und Stricht verzerrt. Dazu der geistige Ausfall, auch wenn er sonst möglich wäre, dem kommenden Geschlecht schon im Keime verwehrt.

Das Bild dieses in Wahrheit verelendeten Proletariats mag düster sein — es ist gewiß nicht übertrieben. Solche Verhältnisse erst sind der Nährboden des himmelstürzenden Kommunismus und das Pflanzenbeet auch der verfeinsten Pläne zur Weltverbesserung. Sie alle nehmen ihr Daseinsrecht aus der gellenden sozialen Anklage, die wie ein Schrei aus den Tiefen dieses Proletariats aufsteigt: Darf es so schreckliche Gegenfuge geben in der Welt?

Am rechten Platz ist aber die Klassenunterschied und der Klassenhaß nur, wo dieses Elend besteht. Wo sie glücklicheren Zuständen nur aufgeschloßt sind und man Verhältnisse, die in Wirklichkeit weit besser aussehen, gewaltsam so erscheinen läßt, da zieht den Schlagwörtern die innere Wahrheit. Sie bleiben importierte Ware, Aushängeschild in der Luft. Man dürste nie außeracht lassen, daß aus unsern Zuständen heraus ein so harter Gegenfug gar nie erwachsen wäre. Wir haben ihn nur eingebildet bekommen und das Zusammengehörigkeitgefühl aller Bürger des Vaterlandes hat ja zum Glück der völligen Zerstörung noch immer widerstanden. Nicht Kampf bis aufs Messer jedes „Klassenbewußter“ kann daher bei uns die Lösung sein, sondern Ausgleich im wechselseitigen Verstehen.

Unsere Landwirtschaft und die Auswanderungsfrage.

Die zunehmende Arbeitslosigkeit in fast allen unserer heimischen Industrien hat in breiten Schichten unserer Bevölkerung eine tiefe Depression ausgelöst. Dazu kommt noch der systematisch betriebene Lohnabbau, der immer schärfere Formen annimmt. Ob nun letztere Maßregel ihre Berechtigung habe, lasse ich dahingestellt; Tatsache ist, daß bejahte Umstände nur zu sehr dazu beitragen, daß zahlreich wertvolle Arbeitskräfte direkt heimatlos überflüssig werden. Es ist deshalb begreiflich, wenn die indirekten Werbungen fremder Regierungen (denn anders können die diesbezüglichen Vorträge nicht bewertet werden), zum Zwecke der Erwerbssicherung und Befriederung ihrer Angehörigen, überseeischen Debländereien willig Gehör finden. Ja die beifällig aufgenommenen Reserale erwecken sogar einen wahren Entzückungsstimmung, der einer sicheren Sache würdig wäre. Denn um der Propaganda noch einen einigermaßen aufrichtigen Charakter zu verleihen, wird nicht verfehlt, auch auf die mannigfachen Entbehnungen, und sagen wir ruhig auch

Enttäuschungen hinzuweisen, denen nur durch eine umfassende Solidarität wirksam begegnet werden könne. Das ganze Problem ist schon im Interesse eines künftigen bodenständigen Landarbeiterstandes wichtig genug, um einer eingehenden Betrachtung unterzogen zu werden.

Wohl das bestechendste Moment für den auswanderungslustigen Arbeiter ist die vollständige unentgeltliche Abgabe eines Landkomplexes, dessen Größe je nach Umständen zwischen 6—20 und mehr Jucharten (hiefiges Maß) variiert. Hierzu kommt noch als Aufmunterungsprämie die freie Ueberfahrt. Als Gegenwert behalten sich die dortigen Behörden den Abschluß eines mindestens fünfjährigen Kontrates vor, in dem Sinne, daß das zur Verfügung stehende Grundstück innerer besagter Frist in produktives Kulturland umgearbeitet werden muß. Sagen wir noch als günstigen Punkt voraus, daß das Klima mindestens dem hiesigen entspricht, was aber durchaus nicht immer zutrifft; manchmal birgt das fremde Klima Gefahren und Nachteile sowohl in gesundheitlicher als kultureller Beziehung in sich. Man denke nun, welche Unsummen von „hard work“ es während einer Reihe von Jahren bedarf, um dem Boden joviel abzurufen, damit eine Familie aus dem Erlos überhaup existieren kann; selbst dann, wenn die dortigen Behörden den Absatz garantieren. Daß sie das tun, liegt in ihrem ureigensten Interesse, haben sich doch damit die Festsetzung der jeweiligen Preise in der Hand. Ferner ist doch wohl die Frage berechtigt, auf welche Weise denn der junge Unternehmer (sic) haben dürfen ein besonderes Wort für diese geprägt: Greenhorn) sein Auskommen bestreiten soll, bis zu dem Zeitpunkt, da er die ersten Produkte in flingende Müze verkaufen oder kompensieren kann. Etwa aus dem Erlös der Siebenjahren, die im Transportkosten zu sparen, um jeden Preis losgeschlagen wurden? Das ist ja gerade das Betrüben an der ganzen Sache, daß der Apell meistens bei verwegenseiten Arbeitern zuerst Anklang findet. Drüber ist er wohl scheinbar Herr der eigenen Scholle, der eigentliche Herr ist jedoch der Abnehmer seiner Produkte, hinter dem irgend ein beinahe allmächtiger Trust das Wohl und Wehe des Pflanzers und Produzenten bestimmt.

Es ist noch gar nicht lange her, als einer der vielen Behörden voller Begeisterung erklärte, für die ersuchte eigene Scholle wären ihm 14 bis 15 Stunden täglicher Arbeit nicht zu viel. Ist es vielleicht der Reiz des Neuen, Fremdartigen, der einen solchen Unternehmungsgeist und Schaffensdrang erweckt? Das allein genügt leider nicht, auf die Ausdauer kommt es an, und das ist christlich gesprochen, nicht gerade die stärkste Seite des Auswanderers, sonst würde er trotz der anhaltenden Krisis nicht die Flinte ins Korn werfen, sondern sich und unversehrt die Existenzmöglichkeit ergreifen, die sich im eigenen Lande bietet.

Und nun die Parallele: Die heimische Landwirtschaft nur von Jahr zu Jahr die unangenehme Entscheidung machen, daß man sich selbst in jenen Arbeiterkreisen selbst, Landarbeit zu verrichten, die bei jeder Gelegenheit auf die großen gemeindlichen und auch materiellen Vorteile des Bauernstandes hinweisen. Bevölkerung und Befähigung wären ja schon und gut, aber die Arbeitszeit ist zu lang, das ist der ständige Refrain, aller dieser Reihymnen. Sonderbar, worin soll nun eigentlich der Unterschied bestehen, ob nun drüber in der Neuen Welt 15 Stunden gearbeitet werden oder hier? Ferner, um auf die bereits angeführten Entbehnungen zurückzukommen, meint man diese mit aller Willenskraft tragen zu können, also ohne Verein, Sport und Anlässe aller Art. Wenn ungeheure Summen können hier bei Anwendung derselben Willenskraft jährlich erspart werden, aber es geht nun eben „standeshalber“ nicht. Drüber, wo man schon in sprachlicher Hinsicht fast ohne geistigen Kontakt dasteht, glaubt man die notwendigen Abwechslungen entbehren zu können. Das sind Gegenfuge, deren Ursachen mehr in oberflächlicher Schwärmerei liegen.

Der geneigte Leser wird mir entgegenhalten, daß es drüber doch schon mancher zu einem Wohlstand gebracht, zu welchem er in der Heimat nie gelangt wäre. Etwas Wahres mag daran sein, trotzdem ist zu entgegnen, daß wenn, hätten sie in der alten Welt dieselbe Ausdauer und Energie entwickelt, gewiß ein ebenso beachtenswerter Erfolg beschieden gewesen wäre.

Ein weiterer Haken ist besonders für Familien mit schulpflichtigen Kindern hervorzuheben; denn abseits von den großen Bildungszentren liegt das Schulwesen noch sehr im argen, da hilft alle

Schönfärberei nichts. Die geistige Bildung der Jugend ist aber gerade für die unbemittelten Stände das Beste, was ihnen geboten werden kann.

Jah will, um mein Kapitel zu schließen, noch auf eine Begebenheit aufmerksam machen, die vor nicht so vielen Jahren gehörig Staub aufgewirbelt hat. Da verstand es ein Refertor in ungezählten Vorträgen, eine Menge Leute zur Auswanderung nach einem modernen Kanaan zu bewegen. Alles ging glatt von statten, bis diese Emigranten an ihrem Bestimmungsort angelangt waren, woselbst jedoch absolut keine Siedlungsmöglichkeit vorhanden war, da das unliegender Kulturland von einigen reichen Farmern aufgekauft worden war. Schließlich blieb den Farmern nichts anderes übrig, als sich ganz ins Innere zu begeben, in eine trostlose Einöde, denn zur Rückreise besaß kein einziger die erforderlichen Mittel. Schließlich stellte es sich heraus, daß jener Refertor ein Agent einer dubiosen Schiffahrtsgesellschaft war, der für jedes Opfer eine staatliche Prämie bezog.

Ob nun solche Vorkommnisse endgültig der Vergangenheit angehören, wer mag es wissen? Es klingt vielleicht nach Sentimentalität, in diesen Zeiten von Heimatliebe zu schreiben, das wird mich indessen nie hindern, vor die Augen des Lesers auf ganz unsicherer Basis zu warnen und dafür ein kategorisches: Zur heimatlichen Scholle zurück! entgegenzuhalten.

Aufgeregte Lage

erlebten vor genau fünfzig Jahren, vom 9. bis 12. März 1871, die Bewohner der Stadt Zürich. Donnerstag den 9. März hielten die Deutschen in der Tonhalle eine Friedensfeier ab, welche von circa 900 Personen besucht war. Diese Feier wurde von den zahlreichen französischen Interimierten in Zürich und den Deutschen nicht besonders wohlgeimten Bewohner der Stadt als Provokation empfunden und es kam zu einem argen Kravall. Vorerst flogen tausende Steine aus der Volksmenge vor dem Festlokal in den Saal, darauf drangen eine Anzahl Manifestanten, darunter französische Offiziere, gegen das Podium der Tonhalle, sprengten die dortige Türe, worauf sich ein allgemeiner heftiger Kampf zwischen den Deutschen und den Eindringlingen entwickelte. Während die französischen Offiziere mit ihren Säbeln drohten, wehrten sich die Deutschen mit Steinen, Flaschen und was sie sonst zur Hand hatten. Es gab beiderseits blutige Köpfe. Den Schluß der Aftenerien bildeten um 12 Uhr nachts zahlreiche Verhaftungen. Die Regierung hob sofort zwei Infanteriekompanien, ein Infanteriebataillon und eine Reservebataillonkompagnie auf zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung. Trotzdem kam es am 11. März wieder zu bedauerlichen Ausdehnungen, indem nach aufgekürzten Aften mit Gewalt versucht wurde, die Arrestanten in der Strafanstalt zu befreien. Wieder setzte ein Steinhaquel auf das Gebäude ein. Durch das Militär wurde der Pfag gebührt. Auch das Rathaus wurde bedroht und Gerichtsamt beabsichtigten Sturz der Regierung gingen von Mund zu Mund. Um Mitternacht fand ein neuer Anlauf auf die Strafanstalt statt, deren Tortüre gesprengt wurde. Die Truppen griffen wieder ein und gesprengten die Turmtürme. Sowohl der Regierungsrat als der Stadtrat erließen Proklamtionen an das Volk. Der Bundesrat wurde ein eigenbüßliches Aufsehen angegangen und es wurde derlei vier Bataillone Infanterie und zwei Batterien nach Zürich, nämlich zwei Bataillone von der fünften Division, die Bataillone 31 und 63 St. Gallen und die Batterie 16 Appenzel und 17 St. Gallen. Mitten in der Nacht wurden die Wechelmänner durch Trommelwirbel aufgeboten. Die Truppen wurden unter dem Befehl von Oberst Eduard Zallis gestellt. Als Platzkommandant von Zürich wurde Oberst Dr. Trümpli von Glarus bezeichnet. Landammann Dr. Grez von Glarus wurde als eidgen. Kommissar nach Zürich beordert. Er erließ sofort eine Proklamation an die Bewohner der Stadt Zürich, sie zur Ruhe und Ordnung ermahnen. Am 14. März konnte Landammann Grez Zürich bereits wieder verlassen; auch die eidgen. Truppen konnten bald wieder entlassen werden.

Zu April wurden nach fünfzigtägigen Verhandlungen durch das Kriegsgericht in Zürich von den angeklagten acht französischen Offizieren vier zu je drei Monaten Gefängnis, zur solidarischen Tragung der Kosten und zu 4300 Fr. Entschädigung verurteilt. Die bürgerlichen eidgen. Offi-

„Nicht so!“ bat er heif. „Du darfst mich nicht verachten, Henriette, ich ertrage es nicht.“

„Wie ich es nicht ertrage, wenn du mich verachtest!“ antwortete sie leise. „Wir gehen beide einen schweren Weg, Andreas, wir müssen ihn fest und sicher gehen — und das wollen wir doch?“

„Ja, das wollen wir, Henriette!“ gab er aus tiefstem Herzen zurück.

„Wie schön ist die Nacht!“ sagte Henriette, „und dem armen Dortchen schaffte sie nichts als Leid! Ach, daß ich so schwach bin und nicht helfen kann!“

Ein Fanfarensignal schmetterte los. Andreas lachte bitter auf. „Das Zeichen, daß die Komödie da drinnen weiter gehen soll. Ich habe genug von diesem Possenspiel, ich räume das Feld, du kannst es dem Vater sagen, Henriette.“

Er bat seiner Stiefmutter die Hand, zum erstenmal nach langer Zeit, und sie legte die ihre hinein. Einen Herzschlag lang ruhten ihre Hände ineinander. Draußen schluckte eine Nachtigall und schwallte Luft umring die Sinne.

Henriette neigte das Haupt und schrie an ihm zurück. Langsam folgte er ihr in den Saal zurück.

Da tönte mit einemmal ein fürchterliches Tuten von der Strafe herauf. Das Horn des Nachtwächters verkündete Feuer. Alles sah sich verstört an und stürzte an die Fenster.

„Wo mag es brennen? Doch nicht bei uns? In der Nähe?“

Die Gäste hoben schon auseinander. Ein Brand zur damaligen Zeit war für jeden einzelnen von Bedeutung und Gefahr. Die primitiven Vorsichtsmaßnahmen erforderten die Hilfe der gesamten Bürgererschaft.

„Die Turmwächter schwingen rote Laternen,“ hieß es. „Also Großfeuer!“

Man drängte nach der Garderobe. „Wo? Wo?“ rief es wild durcheinander.

Dazu klang unaussprechlich das gresse Tuten und von allen Türen dröhnten schauerliche Turmglocken. Tamburen und Hornisten ließen ihre alarmierenden Rufe durch die Straßen gellen.

„Ganz in der Nähe ist der Brand,“ stellte man fest. „Das große Eßhaus an der Leppziger- und Friedrichstraße brennt. Massenhafte Vorräte sind da aufgespeichert; die Bauerschaft Apotheken ist bedroht.“

Alle Männer, selbst Dewig, standen bereit. Leberrecht Bauer verteilte unsichtig die Löschhemmer und beorderte Wasserkrüben als die Brumen.

Einen Teil seiner Leute schickte er nach dem Spritzenhaus. Wer Pferde hatte, mußte sie zum Ziehen der Spritzenwagen stellen. Wald rasselten die Spritzenwagen vorüber. Im Augenblick lag das Bauerschaft Haus von den Gästen verlassen,

denn jeder wollte bei Feuersgefahr in seinen eigenen vier Pfählen sein, still und einsam da.

Nur der nächste rote Feuerschein, der von der Brandstätte herüberlachte, spiegelte sich in den Fenstern des Eßfers, in dem Henriette mit den Tanten in die Nacht hinaus spähte.

Keiner von den Lohnbedienten hatte sich die Mühe genommen, irgend etwas aufzuräumen; auch die beiden Hausmädchen und Kieße ließen sich nicht sehen. Überall welle Blumen, Kessel, Gefäße und Silbergeschirr. Ein vergessenes Band, ein duftiger Schal, abgerannte Kerzen und der leise Brandgeruch, der sich mehr und mehr bemerkbar machte. Immer höher züngelten die Flammen empor.

Leberrecht Bauer hatte einen Lehrling ins Haus geschickt, mit dem Bericht, seine Frau müßte sich nicht ängstigen, es befände vorläufig keine Gefahr für die Apotheke; man hoffe, des Feuers Herr zu werden, aber vor dem Morgen werde er kaum zurück sein.

„Gott sei Dank!“ sagte Henriette, ins Zimmer zurücktretend. Die größte Gefahr scheint also vorüber zu sein. Wo ist denn Dortchen?“ fragte sie plötzlich erregt. „Die Mädchen müssen hier noch ein wenig Ordnung schaffen.“

„Ich will es Kieße gleich mitteilen,“ erbot sich Tante Malchen. „Dortchen wird wohl bei Mariechen sein.“

„Du sollst dich hinlegen, Henriette,“ schlug

Zulchen Bauer vor. „Du siehst schlecht aus. Malchen und ich wache schon; wir brauchen nur wenig Schlaf.“

„Nein, ich kann nicht schlafen,“ wehrte Henriette ab. „Ich weich nicht, mir ist so bang.“

„Wem Leberrecht es sagt,“ meinte Julie Bauer ein wenig scharf, „dann kannst du dich darauf verlassen, daß keine Gefahr vorhanden ist. Geh nun schlafen, es ist das Beste.“

Malchen kam etwas verstört zurück. „Hält man so etwas für möglich!“ rief sie erbost. „Eine Brand- oder Postlerabend — und so neugierig — und Maria — na, die alte Person hätte ich auch für vernünftiger gehalten.“

„Was ist denn los?“ fragte Zulchen, während Henriette ihrer Schwägerin ängstlich ins Gesicht sah.

„Mein Gott, da ist doch das Mädel wirklich mit Kieße nach dem Feuer gelaufen, als ob es vom Erker aus nicht genug hätte sehen können! Dem wird schon böse sein, wenn er Dortchen da unter den Spuhauern findet.“

„Na, er wird ihr ja nicht gleich auf die Füße treten,“ schaltete Zulchen ein. „Die ganze Straße ist schwarz von Menschen; da kann ihr nichts geschehen.“

Fortsetzung folgt.